

# Die Kette

Nr. 29

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Verena war aufgestanden. „Mein Gott,“ sagte sie nur. Der Niem stand ihr fast still. So schön war das ferne Glühen. „Setz Dich neben mich,“ sagte Wilhelm leise. „Sie wußten nicht, was sie ankam, ihn, daß er auf einmal auf seiner schmalen Bank seitwärts rückte, Verena, daß sie mit einem leisen Schritt hinüberging und sich neben ihn setzte. Er legte den Arm um sie, und sie staunten in die rote Pracht vor ihren Augen und ließen das Boot treiben. Dann läutete es am Ufer. Ein Dorf hob an, dicht über ihnen. Ein anderes Klingeln antwortete von jenseits des Sees, und ein drittes, doch ferneres, das nur wie ein Echo des ersten war, folgte den beiden. Dann schollen die Münstererglocken unten in St. Felix, dumpf, streng, aber feierlich.

Wilhelm hatte Verenas Hand genommen. Jetzt küßte er sie scheu auf die Wange. „Du,“ sagte er.

Sie sah ihn verwirrt an, doch war ihr, als gehörte sein Tun in den seltsamen Abend. Ihre braunen Augen glänzten. Sie bot ihm den Mund, und er küßte sie wieder, wieder fast scheu.

„Weißt aber,“ sagte sie, „ich bin keine zum Spielen. So meinst es auch nicht, gelt?“

„Nein, nein,“ sagte er hastig, doch war es, als fasse ihn ein Unbehagen. Er griff nach dem Nuder.

„Ja, wir müssen heim,“ sagte Verena. Damit setzte sie sich an ihren vorigen Platz und Wilhelm begann zu rudern.

Das Alpenglühen verging, während sie sich St. Felix näherten. Es dunkelte allmählich. Erst als sie beinahe die Lände erreicht hatten, sagte Wilhelm: „Daheim sind wir bald.“ Es war, als atmete er auf. Aber beim Aussteigen und Heimgehen war er

bemüht, sich Verena gefällig zu zeigen. Daß er sie manchmal wie forschend und fürchtlich von der Seite ansah, achtete sie nicht.

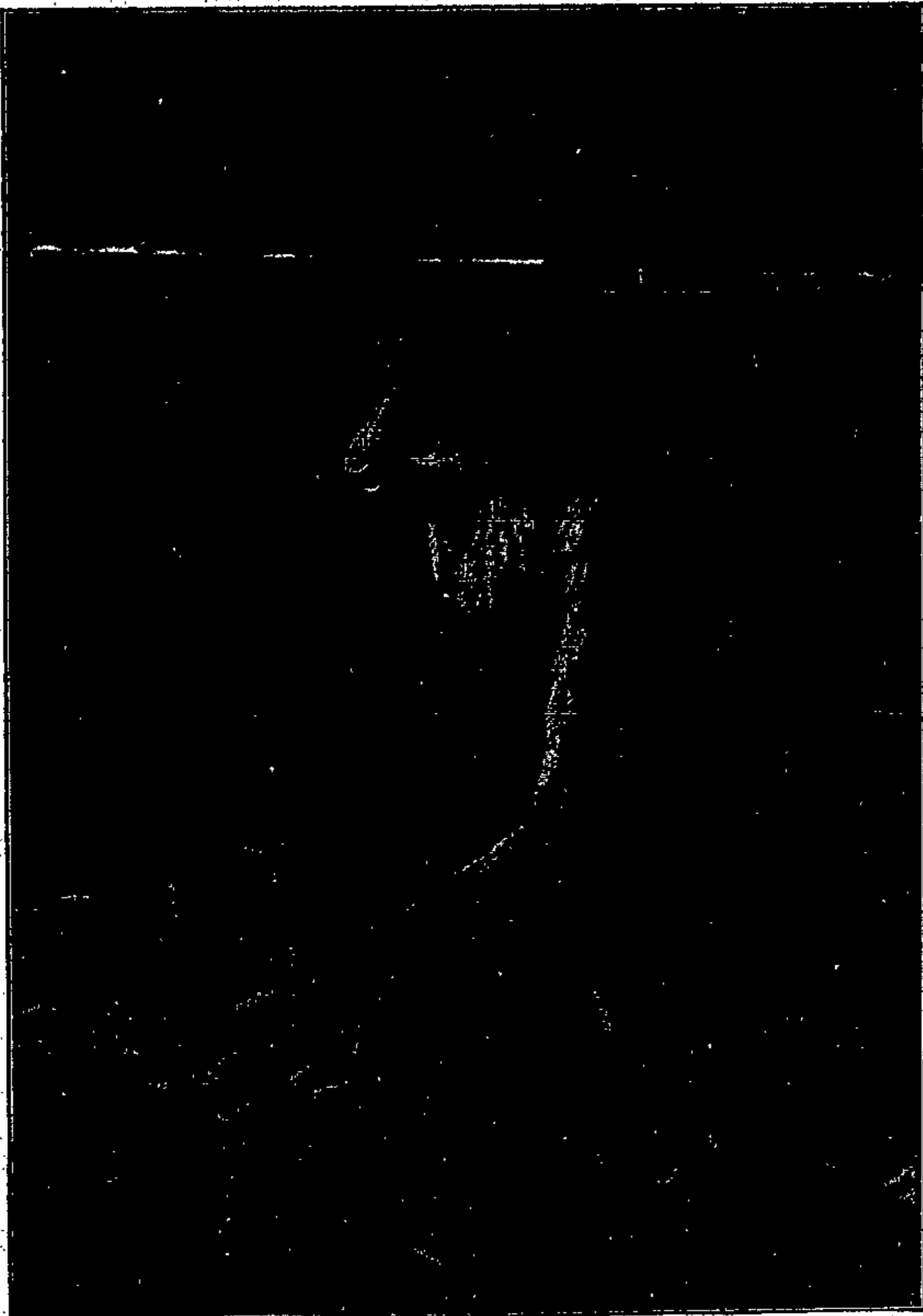
Unter der Haustür wandte er sich und sagte plötzlich: „Grüß die Mutter; ich gehe noch aus.“

„Du kommst nicht heim?“ fragte Verena. Es gab ihr einen Stich, daß er jetzt noch fortging. — „Ich will — zu den Kameraden will ich noch,“ sagte er. Dabei drückte er ihr die Hand fester als sonst, so, als meinte er etwas mit dem Händedruck. Das verwirrte sie wieder, so daß sie ihm nicht zürnte, sondern wie in einem Taumel zu seiner Mutter hinaufging.

Am anderen Tage tat der Wetter Wilhelm, als ob nichts geschehen wäre. Als Verena und seine Mutter am frühen Morgen in die Backstube traten, richtete er seinen schweren, nackten Oberleib von der Leigmulde auf und sagte laut sein: „Tag! Seid Ihr auch schon auf?“

Verena, die seinen Blick suchte, war es, als meide er den ihren, denn er bückte sich rasch wieder über seine Arbeit. Im Laufe des Vormittags kam er zu den Frauen in den Laden. „Setzt will ich verschmausen,“ sagte er, stellte sich hin und riß Wike in seiner polternd-trockenen Art. Blöcklich unterbrach er sie mit den an Verena gerichteten Worten: „Schön war es auf dem See gestern, gelt?“

Die Base Katharina, die nicht von ihrem Strickstrumpf aufblickte, sagte, eine Masche aufreihend: „Sie hat erzählt, daß es schön gewesen sei, die Brene.“ Diese fing dabei einen Blick Wilhelms auf, aber nicht den, nach dem sie hungerte. Er schien ihr wohl vertraulich zuzuwinken; zugleich aber war es, als ob er heimlich über das, was gestern gewesen, lachte. Verena beugte den Kopf. Die Ladentür ging. Sie aber ließ die Base den Kunden, der eintrat, bedienen; ihr stieg langsam und dunkel das Blut in die Wangen. Wilhelm ging in die Backstube zurück.



A. de Witt: Beim Holzspalten.

Als Berena eine Weile später dort an ihm vorbei mußte, um etwas aus der Wohnung zu holen, faßte er ihren Arm und drückte ihn zärtlich, wieder aber nur wie zum Spiel. Ein stiller Zorn überkam sie. Sie sah ihn groß und fest ins Gesicht. Er versuchte zu lachen, aber es mißlang ihm, und er wurde verlegen. Da riß sie sich unsanft los und ging.

Dann ging der Morgen so hin. Die Essenszeit kam. Wilhelm machte ein verdrießliches Gesicht. Um Berenas Nasenflügel ging das leise Bittern wie immer, wenn sie erregt war, und sie sprach nicht. Darob wurde die Base aufmerksam. „Habt ihr etwas miteinander?“ fragte sie.

„Dummes Gefragel! Was sollen wir haben!“ gab Wilhelm schroff zurück; er hatte oft eine rauhe Art. Die Base wandte sich zu Berena. „Du?“ fragte sie, als erwarte sie von ihr Bescheid. Aber diese antwortete dasselbe, nur weniger grob: „Nein, Base, was sollen wir haben!“

Weil sie ungemütlich war, war die Mahlzeit bald zu Ende. Der Gesell und die Magd schoben die Teller zurück und standen zuerst auf. Dann erhob sich Wilhelm geräuschvoll und ging durch den Laden und hinaus. Als eine Weile nachher Berena und die Base in den Laden zurücktraten, sahen sie ihn mit beschränkten Armen neben einem Nachbarn im Hofe stehen. Sie blickten nach der Straße hinüber, wo nach der Mittagspause das Leben und Treiben neu und geräuschvoller anhub, und unterhielten sich lachend. Einmal rief Wilhelm ein vorübergehendes junges Mädchen an; Berena sah es deutlich, wie es rot wurde und einen Scherz verlegen zurückgab. In diesem Augenblick verdunkelte ein großer Möbelwagen die Aussicht und hielt eine Weile dicht vor dem Hofe.

„Das ist der Modistin ihre Fuhr,“ sagte die Base zu Berena. Dann streckten sie beide die Hälse. Es war ein Ereignis, daß in der nächsten Straße, der Münstergasse, ein unbekannter Mensch einzog. Die ganze Nachbarschaft hatte seit einigen Wochen davon gesprochen. Nichts von der Modistin, die da einziehen wollte, daß sie ein großtuerisches Wesen, mit ihrer hohen Erscheinung und ihrem schneeweißen Haar ein auffallendes Aussehen habe, und — daß eine Putzmacherin allemal nichts bürgerlich Ehrbares sei!

Der Wagen fuhr jetzt weiter und die Münstergasse hinan. Die Base und Berena, auch Wilhelm nach einer Weile gingen an ihr Tagwerk. An demselben Abend bekamen sie im Höflein einen neuen Kunden.

Es war lange dunkel. Im Laden brannte die Petroleumlampe. Tag und Geschäft wollten still werden. Da ging die Ladentür und ließ Silde Behran herein. Sie ging auf feinen kleinen Schuhen; von den weißen Strümpfen blitzte beim Gehen noch just ein Schimmer unter dem hellen, der Herbstzeit nicht mehr angemessenen Kleide hervor. Um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch geschlungen. Einzelne blonde Locken machten sich frei darunter und fielen in Stirn und Schläfen. Ihr Gesicht war sehr weiß, die Züge beinahe verschwommen, so weich waren die Linien. Ueber den blauen Augen lagen weißblonde Brauen, so daß sie kaum sichtbar sich von der Haut abhoben.

„Guten Abend,“ sagte Silde. Ihre Stimme klang zimperlich; und dieselbe Zimperlichkeit lag in ihrem Wesen, aber sie paßte zu der Kleinen, leichten Gestalt.

„Ein Weißbrot möchte ich haben,“ lispelte sie.

Berena gab es ihr hin und nahm ihr das Geld ab. Inzwischen hatte Wilhelm von der Backstube her die Fremde erblickt und kam in seiner sauberen Oberschürze herüber. Er rückte die kleine, mehlschwarze Kappe, die er auf dem dichten Blondhaar trug, und sagte ein: „Guten Abend, Fräulein!“ Da sah sie auf, lächelte und

früßte wieder. „Ich werde jetzt oft kommen,“ sagte sie zu den Frauen, während sie sich der Thür zuwendete; „wir sind eben eingezogen drüben an der Münstergasse.“

„Ah so,“ sagte freundlich die Base. Sie hatte untätig gefessen, den Blick auf das Mädchen geheftet. Dieser tat jetzt Wilhelm die Thür auf; darüber erstaunt, sah sie im Hinausgehen zu ihm auf, lächelte wieder, zirpte ein: „Gute Nacht!“ und trippelte hinaus.

„Der Modistin ihre Tochter, der Zerahnin ihre,“ sagte die Base.

„Das ist eine wie von Porzellan,“ sagte Berena und meinte es; zum erstenmal in ihrem Leben war sie sich neben der anderen wie ein arger Bauernkloß erschienen.

Wilhelm schloß hinter jener gemächlich die Thür. „Gefallen könnte einem die,“ sagte er offen. Die Base sah zornig zu ihm auf. „Einen schönen Geschmack hast,“ sagte sie.

Da lachte er und entwaffnete die Mutter mit dem anderen Wort: „Unsere Berena ist schöner, das gebe ich zu.“ Dabei schaute er Berena an, und es war, als komme ihm die gute Laune plötzlich zurück, die ihm den ganzen Tag gefehlt hatte. Er setzte sich zu den Frauen hinter den Ladentisch und begann in seiner gemüthlichen Art von dem und jenem zu erzählen. Auch auf die Zerahnin, die Putzmacherin, kam er nachher wieder. „Einen Haufen Verehrer soll sie haben, trotz ihrer weißen Haare,“ berichtete er.

„Das kann ich mir denken,“ sagte die Base.

„Eine Deutsche ist sie,“ erzählte er weiter.

„Und katholisch,“ fügte die Base hinzu. Es war, als habe sie einen Stecken im Rücken, als sie das sagte und die Haut ihrer bleichen Backen lag straff, so hart setzte sie die Lippen zusammen. Berena saß ganz still. Ihr tat das Herz weh. Sie mußte immer heimlich den Beter Wilhelm ansehen und fragen: „Bist Du's wirklich? Bist Du der gleiche von gestern?“

Zu dem, der er auf dem See gewesen war, wurde der Beter Wilhelm auch die nächsten Tage und Wochen vor ihm im Höflein, war die Fröhlichkeit im Haus, wie er sie immer gewesen war, aber was auf dem See geschehen, schien er vergessen zu haben. Und je mehr Berena dessen inne wurde, desto mehr überkam sie ein Gefühl heißer Scham. Sie fühlte, wie das Blut in ihr stieg, wenn sie an jenen Abend dachte, und sie hätte die Hände vors Gesicht schlagen und entlaufen mögen. So schämte sie sich.

Da half ihr eine schwere Last, die ihr auf die Schultern fiel, die Last ihres Innern leichter tragen. Die Fränklerin Base wurde kränker. In einer Nacht hob es an. Die Base Katharina hatte einen Erstickenfalls. Am andern Morgen vermochte sie sich nicht zu erheben. Dann wiederholten sich die fürchterlichen Beengungen. Solange sie dauerten, war es wie ein bitterer Krieg zwischen Leben und Tod. Das Leben siegte immer noch, aber der Körper war erschöpft, und als die Base endlich so weit wieder genas, daß sie außer Bett sein konnte, reichten ihre Kräfte doch nur zu dem kurzen Gang vom Lager zum Stuhl am Fenster. Berena pflegte sie, soweit ihr Zeit blieb. „Wenn Du nicht wärst, wäre ich lange tot,“ sagte die Base zu ihr. Wenn sie des Tages die fürchterliche Atemnot bestiel, kam die Magd in den Laden gelaufen; den Berena an Stelle der Base bediente: „Brene, komm!“ Nachts lag Berena in der gleichen Stube mit der Kranken und hatte wenig Schlaf; alle Augenblicke kam der keuchende, angstvolle Ruf: „Brene!“ vom Bett der Base her.

Unmerklich wuchs die junge Berena so zu der heran, um die sich im Waserschen Hauswesen alles drehte. Von Wilhelm sah sie fast weniger als früher. Er arbeitete schweigend und fleißig, denn das Geschäft ging gut. Weil

er aber an der Mutter hing, trotzdem er oft rauh zu ihr war, war ihm nicht zum Scherzen wie sonst. Die Sorge um die Kranke machte ihn wie Berena wortkarg, so daß sie manchmal in Gedanken an die, die oben litt, in den Unterräumen, ohne aufeinander zu achten, still aneinander vorübergingen. Dabei war es erstaunlich; daß Wilhelm nicht gewahr wurde, wie Berena allmählich in allem an die Stelle der Mutter gerückt war, und weder ihre stumme Pflichttreue, noch die Geschicklichkeit, mit der sie allen Pflichten nachkam, bemerkte. Eines Abends saßen die drei in der Wohnstube beisammen. Die Base und Berena sprachen von den Geschäften, die der Tag gebracht hatte. Die Alte wollte vieles wissen, ob das getan und jenes besorgt, dieses begonnen und jenes befohlen sei. Berena hatte zu zehn und mehr Malen nur eine Antwort: „Ja, Base, es ist alles geordnet.“ Da drängte sich der kranken Frau mehr noch als sonst die Erkenntnis auf, wie das Mädchen ihr unentbehrlich und eine große Stütze geworden, und weil sie selber für den Dank, der in ihr lebendig war, nicht das richtige Wort fand, blickte sie unwillkürlich nach dem Sohne hinüber, als erwarte sie von diesem, daß er ihr reden helfe. Er hatte, über einer Zeitung sitzend, dessen kaum achtgehabt, was gesprochen worden war; die Base aber erzürnte sich darob und wandte sich jäh zu ihm mit den Worten: „Hast gehört, was sie alles tut?“

Aus dem zornigen Ton ihrer Stimme erkannte er, was sie meinte. Er lachte. „Ja, ja, sie wehrt sich,“ sagte er.

„Wehrt sich,“ schmälte die Base, „jajwohl; wehrt sich — Gott können wir danken, daß sie uns ins Haus gekommen ist.“

„Redet doch nicht so,“ wehrte Berena und versuchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, was ihr nach einiger Mühe gelang. Sie bemerkte aber, wie Wilhelm gleichsam verduht sie darauf heimlich beobachtete, als beginne die Wahrheit, die in den Worten seiner Mutter lag, sich ihm erst jetzt aufzudrängen. Er begann nach und nach an, Berena eine seltene Höflichkeit zu zeigen, neben der die leichtfertige Fröhlichkeit, mit der er die Erinnerung an jene Seefahrt auszulöschen bemüht gewesen war, nicht mehr Raum hatte. Anerkennung hatte er aber auch fürder nicht für sie, schien vielmehr je länger desto mehr Berenas Wirken als selbstverständlich und sich so gehörend zu betrachten und ihre Gegenwart als etwas lang Gewohntes und Alltägliches kaum mehr zu beachten.

An den Mahlzeiten nahm die Base schon lange nicht mehr teil. Berena und Wilhelm aber waren schweigende Esser. So lag die Unterhaltung bei der Magd und den Gesellen, von denen seit einiger Zeit zwei im Hause waren. Einmal nun fügte es sich, daß die letzteren auf die Putzmacherin Zerahn in der Nachbargasse zu reden kamen. „Da gehts lustig zu, bei der, meine ich,“ hob der eine an.

„Den ganzen Laden hat sie oft voll Mannsbolk stehen,“ sagte der andere.

Die Magd fiel mit den Worten dazwischen: „Der Alten machen sie den Hof und die Junge meinen sie.“ Da drehte Wilhelm den Oberkörper, der schwer auf beiden Ellbogen geruht hatte, seitwärts und murrte über die Achsel hin: „Selt, kehrt vor Euren Türen, Ihr drei, und laßt andre Leute in Frieden.“

Er sagte das schwerfällig und gewichtig, und der Zorn bebte heimlich in seiner Stimme. Dem Gesindevolf blieben einen Augenblick Worte und Bissen im Munde stecken, und geraume Zeit war es nachher ganz still am Tisch. Berena aber bedrängte etwas. Warum erregte er sich der fremden Leute wegen? Es fiel ihr zum erstenmal ein, daß der Beter oft um den Weg war, wenn das spielhafte Ding aus der Nachbargasse in den Laden kam, und ein leiser Argwohn regte sich in ihr. (Fortsetzung folgt.)

## Arbeiterwohnungen in alter Zeit.

Von Hugo Hillig.

Bei einer geschichtlichen Betrachtung über die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterbevölkerung ergeben sich in der Hauptsache vier Entwicklungsstadien, die sich aufeinander aufbauen, zeitlich einander folgen, die sich aber auch ineinander schieben, so daß alle diese Entwicklungsstufen zu gleicher Zeit anzutreffen sind. Auch in der Gegenwart noch. Zunächst ist es das Kleinbürgerhaus, dann das Miethaus, das nicht erst in der neuen Zeit, sondern schon in den großen Städten des Altertums sich als Mietskasernen ausgebildet hat. Dann ist es die Fürsorgewohnung, oft systematisch angelegt von Städten oder von Handelsherren, von den Besitzern der Manufakturen, und schließlich ist es die Selbsthilfswohnung, die auf genossenschaftlicher Grundlage entsteht und die in unserer Zeit in der Gartenstadtbewegung ihren Gipfelpunkt erreicht hat.

Der Begriff der Arbeiterwohnung\* ist so alt, wie die Klassenscheidung in der menschlichen Gesellschaft. Zur Zeit der antiken Sklaverei war es natürlich und notwendig, daß für die großen Massen der Sklaven Unterkunft geschaffen wurde; die Wohnungen dieser Sklaven werden sich von den Ställen des Viehs kaum unterscheiden haben, soweit man überhaupt feste Gebäude in jener Zeit für notwendig hielt. Eine vorgeschrittene Stufe aber ist bereits die Mietskasernen im alten Rom, die schon mit ihren 10 bis 15 Stockwerken die Wolkenkratzer der alten Zeit waren; in Baupflegegelegenheiten schränkte man die Höhe dieser Mietskasernen, die an der Vorderfront mit ihren 10 bis 12 Stockwerken etwa 100 Fuß, an der 15stöckigen Hinterfront dagegen 130 Fuß hoch gewesen sind, ein, und tat also dasselbe, was heute unsere modernen Städte wieder tun müssen. In diesen Mietskasernen mit ihren niedrigen Stuben, in denen, wenigstens im obersten Stockwerk, ein erwachsener Mensch nicht aufrecht gehen konnte, wohnten sicher nicht die römischen Patrizier; es war das arbeitende Volk Roms, das hier seine Wohngelegenheit fand. Die Häuser waren aus Holz, und verheerende Brände waren nichts seltenes.

In den Pfalzen, Kammergütern und Fronhöfen der nordeuropäischen Länder stoßen wir dann wieder auf den Gegenstand dieser Abhandlung. Galten wir noch dazu die primitiven Wohnbedürfnisse auch der höheren Stände, die geringe Entwicklung der Bautechnik, den Mangel jedes Komforts auch in den Burgen und Pfalzen der Fürsten, so können wir auch hier ohne weiteres sagen, daß die arbeitende Schicht des Volkes damals kaum anders als das Vieh untergebracht gewesen sein wird. Nur die Bedürfnislosigkeit jener Zeit, die Unbildung und der geringe Wert des Lebens eines Unfreien oder Hörigen läßt uns heute jene Zustände möglich und erträglich erscheinen. Die Gelasse jener Leute, die nicht im Lande auf der Lebensscholle saßen, waren in den Kammergütern und Fronhöfen selbst untergebracht oder bildeten ihre nächste Umgebung; in Werkanlagen späterer Jahrhunderte, in den Katenreihen der Rittergüter, in den Gäßchen am Fuße der Burgen, wie z. B. in Nürnberg die obere Schmiedegasse und der Delberg mit ihren kleinen Häuschen, finden wir dieses System wieder und im Prinzip entfernen sich auch die um moderne Fabrikanlagen gruppierten Arbeiterkolonien nicht von dieser uralten Form.

Unterdessen aber hatten sich alte dorfmäßige Ansiedlungen langsam zu Städten entwickelt.

Mit dieser Entwicklung vollzieht sich auch die Befreiung des Handwerks aus den Banden der Hörigkeit; die Stadtlust macht die handwerklichen Arbeiter der Fronhöfe frei und stellt sie als Stadtbürger auf eigene Füße. Solange die Städte nur langsam sich entwickelten, gab es Arbeiterwohnungen in ihnen nicht. In den Straßen standen die Bürgerhäuser, und wenn es auch nur kleine Hütten oder eng aneinander geschmiegte Bauten waren, deren Umfang durch die Stadtordnung oft beschränkt wurde, so beruhte doch auf ihnen das Bürgerrecht; andere Einwohner, als solche, die sich einen eigenen Herd in der Stadt schufen, duldete die Stadt auf die Dauer nicht; wer nicht sesshaft war, gehörte zum fahrenden Volk, für das die Herbergen ein Dach bereit hielten, das aber eine feste Wohnstätte nicht besaß. Wohl gab es zwischen den Bürgern Stände- und Klassenunterschiede, und wohl richtete sich auch danach der Anteil des einzelnen Bürgers an der Stadt und ihrer Regierung, aber das Bürgerrecht schuf doch eine Grundlage der sozialen Verhältnisse, die für alle Klassen des Bürgertums wenigstens in der Frühzeit der Städte unantastbar war. Innerhalb der Klassen regten sich freilich stetig neue soziale Schichtungen, aber bis zum Ausgange des Mittelalters war das nicht von großer Wirkung. Erst als sich die Städte zu bevölkern begannen, als ihre alten Ringmauern zu eng wurden, als man neue, weiter ausbuchende Stadtmauern bauen mußte, als in den Städten Handel und Wandel blühte, da vollzogen sich die sozialen Schichtungen zu sozialen Spaltungen; das patriarchalische Verhältnis zwischen Meistern und Knechten lockerte sich, die Handwerker zogen einen scharfen Trennungstrieb zwischen den ansässigen Meistern und Bürgern und zwischen denen, die es noch nicht dazu gebracht hatten; der in günstigen Konjunkturen schnell anschwellende handwerkliche Zuwachs drohte schließlich den Status der Gewerbe zu überwuchern und die Folge waren Sperrmaßnahmen der ansässigen Meisterbürger gegen den Zuwachs, waren die geschlossenen Handwerke, war die Trennung der Handwerker in sesshafte Meister und unsterke, wandernde Gesellen, die Vorkäufer des modernen Arbeiters. Genau so wie dieser hatte jener keinen Anteil an den Produktionsmitteln, hatte er nichts als seine Arbeitskraft zu verkaufen und war ein Spielball der wirtschaftlichen Konjunktur. Freilich entwickelten sich diese Gegenfänge zwischen Meister und Gesellen nur langsam, und da verheiratete Gesellen in der Regel nicht geduldet wurden, so folgte daraus, daß das alte Verhältnis immer noch weiter bestand, das ja auch heute noch nicht ausgerottet und im Kost- und Logizwang an vielen Orten und in vielen Gewerben noch bekannt ist; der ledige Geselle wohnte beim Meister und stand unter seiner strengen Obhut. Wie die Unterkunft beim Meister in den alten Städten gewesen ist, das kann sich jeder denken, der selbst einmal beim Meister gewohnt hat, vornehmlich in kleinen Städten.

Mit der Erhöhung des Bodenverts in den Städten und der dadurch steigenden Grundrente mußte sich die Möglichkeit, in der Stadt ein Haus zu erbauen oder zu erwerben, natürlich vermindern. Außerdem aber mußte auch Bodermangel entstehen und darauf wohl ist es zurückzuführen, daß die Städte schon sehr früh begannen, städtisches Bodeneigentum zu schaffen und es entweder für kommunale Zweckbauten zu verwenden oder auch, um Wohnhäuser darauf zu bauen, die im Besitz der Stadt blieben und vermietet wurden oder aber in Erblehen vergeben wurden. Die Stadt Riga hatte von 1488 bis 1574 unter ihren Einkünften auch den Posten von 1224 Mk. 24 Schilling als Mietzins aus 73 städtischen Häusern. Das Bodeneigentum wurde entweder vom geistlichen oder weltlichen Grundherrn oder aus Nachlässen erworben, aber auch auf anderem Wege bereicherte

sich manchmal die Stadt mit Bodeneigentum; so konfiszierte am Ende des 14. Jahrhunderts die Stadt Köln nach der sogenannten Weberknecht, einem Handwerkeraufstand, der niedergeschlagen wurde, die Webererben, die Grundstücke und Häuser der beim Aufstand gefallenen oder der hingerichteten oder vertriebenen Weber.

Aber die weitere Entwicklung hatte trotzdem zur Folge, daß der Erwerb oder die Erbauung eines Hauses schwieriger wurde; bei den Handwerksmeistern selbst entstanden Spaltungen, manche Handwerksmeister blieben Zeit ihres Lebens arme Tröpfe, kamen in Schulden, verloren ihr Haus oder sie kamen überhaupt nicht zum eigenen Grundbesitz. Das war ein Anstoß, das Mietwesen zu entwickeln, und es waren nur ausnahmsweise reichere Bürger oder Patrizier, die zur Miete wohnten, der größere Teil der Mietwohnungen entfiel auf die ärmere Klasse, und wie es mit diesen bestellt gewesen sein mag, das können wir uns ausmalen, wenn wir einmal die geringen Wohnungsbedürfnisse der Menschen jener Zeit uns vor Augen halten, dann aber auch daran denken, daß kein öffentliches Bewußtsein, keine hygienische Wissenschaft, kein soziales Mitgefühl eine Kontrolle über die Zustände verübte. Wer Wohnungen aus jener Zeit heute noch sehen will, muß in alte Städte gehen, muß z. B. Alt-Strasbourg, Alt-Nürnberg usw. studieren und wird dabei finden, daß solche Wohnungen auch heute noch vermietet und gemietet werden dürfen. Ein interessantes Beispiel städtischer Wohnungsfürsorge ist heute noch in den Sieben Heilen am Weberplatz in Nürnberg erhalten. Dort baute 1488 der Rat auf einem aufgefüllten ehemaligen Stadtgraben, nachdem die Stadt erweitert und die Stadtmauer weiter hinausgebaut worden war, acht ziemlich gleichgroße Häuserblöcke zu je drei Häuschen mit dem charakteristischen, durch ein breites Fenster belichteten Kellergerölbe; es waren Weberhäuser und die Kellergerölbe waren die Werkstätten der Weber, deren Garn feucht bleiben mußte. Alle diese Werkstättenkeller liegen nach einer Seite des Blocks, der Eingang zum Haus ist auf der anderen Seite. Mit dieser Wohnungsfürsorge verband der Nürnberger Rat einen wirtschaftlichen Zweck, er wollte die Warchentweberei in Nürnberg heimisch machen und hatte sich zu diesem Zwecke Warchentweber aus den Weberstädten Augsburg und Ulm verschrieben, wo man in den alten Stadtkernen heute auch noch diese Weberkeller in den Häusern finden kann. Das wirtschaftliche Experiment scheint jedoch nicht gegliedert zu sein, denn eines der Häuschen, die übrigens heute nicht mehr von Webern bewohnt sind, trägt eine aufgefrischte Malerei mit dem Spruch: „Der Dinnenweber zu frommen, ließ Weber man von Augsburg kommen. — Nicht alles nißt im Frankenland, was man in Schwaben für gut besand.“

In Augsburg hatte das aus einer Weberfamilie hervorgegangene Handelshaus der Fugger die alte Vermlichkeit seiner Vergangenheit weit hinter sich gelassen und Jakob Fugger, der kapitalistische Weltherrscher seiner Zeit, der Geldgeber von Kaisern und Königen, der Finanzmann, in dessen Kontor die Reichtümer der Welt ein- und ausströmten, brauchte 1519 wahrlich kaum mehr als den kleinen Finger anzustreichen, um sein berühmtes Werk, die Fuggerei in Augsburg zu begründen. Das ist eine heute noch erhaltene, eng und winklig gebaute Kolonie von 51 kleinen Häusern in der Jakobervorstadt; sie enthält 106 Wohnungen, welche an unbemittelte Augsburger Einwohner, wohl hauptsächlich Arbeiter und Weber, zu dem Mietpreise von jährlich zwei Gulden abvermietet wurden. In späterer Zeit wurde das Recht, in diese Wohnungen aufgenommen zu werden, auf Katholiken beschränkt. Wenn man durch die Fuggerei geht, kann man sich des Eindrucks nicht

\* Wir verweisen auf den Artikel Hugo Hillig „Die Kultur der Arbeiterwohnung“ in dem dieser Tage erschienenen „Neue Welt“-Kalender für das Jahr 1918.

erwehren, daß diese Schöpfung seinerzeit mit der größten Sparfameit und mit der kargsten Raumbemessung entstanden ist; die modernen Kleinwohnungskolonien machen schon deshalb meist einen besseren Eindruck, weil sie weitläufiger gebaut und mehr ins Grüne gesetzt sind, als die Augsburg'schen Fuggerei.

Über man war im 16. Jahrhundert, wie sich aus der Armenpflege, aus der Krankenpflege und dem Hospitalwesen jener Zeit ergibt, nicht geneigt, bei solchen Fürsorgeeinrichtungen über die geringen Bedürfnisse des armen Volkes etwa in vorbildlicher Weise hinauszugehen. Auch in dem Fabrikort Hammer bei Laufingholz (Münchberg) war für Arbeiterwohnungen von 1585 ab vorgesorgt. Die Werkanlage war, dem Vorbilde der alten Fronhöfe folgend, eine geschlossene und ringsum von Mauern und Säulern umgeben, wie sie der Kupferhammer Grünstal bei Obernhau im Erzgebirge heute noch zeigt und wie sie in den Bauerngehöften, auch der Rittergüter mancher Gegenden, namentlich Sachsens, zu finden ist. Das Werk zu Hammer bestand aus einer Schleifmühle, einem Kupferhammer und einem Eisenhammer und die Werkanlagen mit den übrigen Säulern waren zu einem geschlossenen Rechteck zusammengebaut, einen großen Hof in der Mitte umschließend. Die Arbeiter wohnten ebenfalls innerhalb dieser Umgrenzung, und zwar in Einzelwohnungen, die Stube, Kammer, Küche und Bodenraum umfaßten. Größere Wohnungen für vielköpfige Familien waren im Uhrturn untergebracht. Die Arbeiter wohnten mietfrei, und der Chronist verkündet mit ganz besonderem Nachdruck, daß in der Zeit vor Pfingsten die Stuben kostenlos angetüncht und die Ofen ausgebessert worden seien. Zu jeder Wohnung habe etwas Feld gehört und auch einige Geis- und Schweineställe, die ebenfalls mietfrei überlassen wurden. Witwen von Arbeitern wurden, wenn es der Familienstand erlaubte, ihre Wohnungen belassen oder es wurden ihnen kleinere angewiesen, mietfrei bis zum Tode.

Hier haben wir schon das Prinzip, das auch in modernen Arbeiterwohnungskolonien, die von Unternehmern geschaffen worden sind, für den Arbeiter so verhängnisvoll werden kann, daß sich nämlich der Arbeitsvertrag mit dem Wohnungsvertrag verbindet und ergänzt und daß der eine Vertrag nicht ohne den anderen aufgelöst werden kann. Wenn auch im 16. Jahrhundert das Bedürfnis nach Freizügigkeit bei der arbeitenden Klasse sehr gering war, so wird es doch nicht selten zum Ausdruck gekommen sein, und der Chronist kann nicht berichten, ob und wie grimmig jene Werkarbeiter an ihrer Fessel gerüttelt haben.

Eine ganz andere Art der Wohnungsfürsorge, die fast modern anmutet, setzte der Herzog Julius von Braunschweig und Lüneburg am Ende des 16. Jahrhunderts ins Werk. Herzog Julius war von 1568 bis 1589 an der Regierung des Landes, er war keine kriegerische Natur, dafür aber ein vortrefflicher Geschäftsmann, der die verwahrlosten Finanzen des Landes wieder in Ordnung brachte, Forstwirtschaft, Straßenwesen, die Schifffahrt auf der Oker verbesserte und so die Mittel fand, die Naturschätze des Harzes, Holz und Erz, zu verwerten; auch gründete er die Universität Helmstedt. Er war ein humaner Mensch, der für die „Liebe Armut“ und für den Wander- und Handwerksbürgen ein Empfinden hatte; so schuf er für die beim Wasser- und Festungsbau beschäftigten Arbeiter eigene Konsumstalten, sogenannte Kommisse, in denen zu billigen Preisen alle Bedarfsartikel der Arbeiter zu haben waren. Ein weiteres Glied in der Kette der Arbeiten, die er sich zur Aufgabe gesetzt hatte, war seine Wohnungsfürsorge, und

es geht aus zwei Aktenstücken hervor, daß das Projekt nicht weniger als 2000 Baustellen umfaßte. Freilich sind in der Zeit von 1578 bis 1582 nur etwa hundert dieser Gebäude fertig geworden. Diese Wohnungsfürsorge, die den kleinen Leuten zugute kommen sollte, beruhte auf einer mehr oder weniger kräftigen Subvention, einer Beihilfe zu den Baukosten, es kamen aber auch Fälle vor, bei denen die Häuser ganz „auf Mustreiffimt Kosten“ gebaut wurden. (Schluß folgt.)

## Das Reich des weißen Elefanten.

Von Edmund Fißler.

(Schluß)

Die Gesamtbevölkerung Siams wird „Brat Jaka Bändin“ genannt, d. h. „Freie unter dem Himmel“. Der Adel besteht noch als eine besondere Klasse. Aber der niedere Adel wird im wesentlichen vom Dienstadel gebildet, der nicht erblich ist. Jeder Staatsbeamte — auch die Europäer, welche in Siam Staatsämter bekleiden — erhält den Adelstitel und einen besonderen Namen, mit dem er alle amtlichen Schriftstücke unterzeichnet. Man kann daher in Siam hohe Staatsbeamte antreffen mit siamesischen Namen, die auf ein uraltes Adelsgeschlecht schließen lassen — und doch ist der Träger dieses Namens ein biederer Bürger aus Deutschland, Frankreich oder England. Auch besteht in Siam noch eine bestimmte Form der Sklaverei, obwohl durch eine Anzahl von königlichen Dekreten die Sklaverei im allgemeinen beseitigt worden ist. Die Kriegsgefangenen und unterjochten Völker wurden bis in die Neuzeit von den Siamesen als Sklaven behandelt. Und da in Siam nur 1 900 000 „echte Siamesen“ (Thai) wohnen, daneben anderthalb Millionen eingewanderte Chinesen, eine Million Laoten, eine Million Malaien, eine halbe Million Kambodjaner und eine ganze Reihe anderer Völkerschaften, die, mit Ausnahme der Chinesen, unterjochte Völker sind, scheint die Zahl der Sklaven nicht gering gewesen zu sein. Alle diese Sklaven waren Eigentum des Königs. Eine Anzahl davon bildete die Dienerschaft des Königs, ein Teil wurde von ihm an die Großen des Landes verschenkt, der größte Teil aber wurde als Pächter oder Besitzer eines Bauerngutes im Lande angesiedelt; die sich dann nur dadurch von den freien Siamesen unterscheiden, daß sie jederzeit zur Dienstleistung für den König herangezogen werden konnten. Außerdem bestand in Siam ein eigenartiges System der Schuldklaverei: Gegen eine im voraus zu bezahlende Summe konnte sich jemand auf Grund eines ausgestellten Scheines zu persönlichen Diensten bei einem andern verdingen mit dem Rechte dieses Dienstverhältnis jederzeit durch Rückzahlung der erhaltenen Summe aufzuheben. Solange die Schuld nicht zurückbezahlt war, mußte der Schuldklave mit seiner Familie in ein persönliches Abhängigkeits- und Hörigkeitsverhältnis zu dem Gläubiger treten. Erst durch die Rückzahlung der geliehenen Geldsumme wurde der Schuldner wieder frei, sonst blieb er sein ganzes Leben im Dienstverhältnis zu seinem Herrn. Seine Kinder, die während der Zeit der Schuldklaverei geboren waren, wurden gleichfalls Sklaven, konnten aber losgekauft werden. Kinder, die geboren wurden, bevor ihre Eltern sich in die Knechtschaft begaben, durften bei ihren Eltern und im Hause des Herrn wohnen; sie erhielten freie Nahrung und Kleidung, ohne zur Arbeit verpflichtet zu sein. Bereits im Jahre 1874 wurde aber bestimmt, daß kein Siamese, der nach dem 1. Oktober 1868 geboren ist und das 21. Lebensjahr erreicht hat, sich selber als Schuld-

klave verkaufen oder verkauft werden darf. Im Jahre 1897 wurde auch der Verkauf von Kindern verboten und 1900 alle Schuldklaven im Alter von 60 Jahren als Freie erklärt, so daß es nur noch eine verschwindend geringe Anzahl von Schuldklaven gibt, die in einigen Jahren ganz ausgestorben sind. Ähnliche Bestimmungen sind für die übrigen Sklaven, Kriegsgefangene, getroffen worden. Alle Kinder von Sklaven, die nach dem 16. Dezember 1897 geboren sind, sind von Geburt an Freie; Kinder, vor dem 16. Dezember 1897 geboren, sind zu einem geringen Preis loskäuflich. Mit dem 60. Lebensjahre wird jeder Sklave frei. Nur die dem König gehörenden Sklaven sind noch unfrei und nicht loskäuflich. Sie bilden die zahllose Dienerschaft im „Märchenschloß“ und im Satem des Herrschers oder leben auch als Bauern im Lande, um aber jederzeit zu Dienstleistungen herangezogen werden zu können.

Die Formen der Sklaverei in Siam waren die der ältesten patriarchalischen Zeit, und wie alle Reiserden und Kenner Siams übereinstimmend berichten, wurden die Sklaven im allgemeinen sehr gut behandelt. Bis vor wenigen Jahren herrschte allgemein noch die Naturalwirtschaft, an Lebensmitteln fehlte es nicht, und die Sklaven wurden mehr zu dem Zwecke gehalten, das eigene Ansehen zu erhöhen, als zur Bereicherung. Otto E. Ehlers, der Siam 1890 bereiste, gibt an einem typischen Beispiel ein interessantes Bild der siamesischen Sklaverei. Ein junger Holzhändler, der europäische Schulen besucht hatte, über 300 Elefanten und Hunderte von Arbeitern beschäftigte, begleitete Ehlers ein Stück des Weges, um seinem Vater entgegenzuziehen, der nach einer Abwesenheit von sieben Monaten von einer Reise zurückkehrte. Der alte Holzhändler war konservativ, lebte und reiste nach althergebrachter Sitte, während der Sohn dem Fortschritt huldigte. Die Karawane des Vaters bestand aus 13 prächtigen Elefanten und einigen 80 Menschen, größtenteils Sklaven, die jedoch „von ihrem Herrn wie dessen Kinder gehalten werden und scheinbar zu keinem andern Zwecke dienen als dem, durch ihre Gegenwart das Ansehen des Besitzers zu erhöhen“. Dem Zuge voran schritten neben dem Träger eines vergoldeten Schirmes ein halbes Duzend Trabanten mit silbernen Speeren, Diener mit silbernen Betelboxen sowie einige Gongschläger, den Schluß bildete eine Anzahl bewaffneter Leute. Die Sklaven hatten auch ihre Kinder mit, die gut gekleidet und vortrefflich gepflegt wurden. Ueberhaupt, sagt Ehlers, trete die Sklaverei in sehr milder Form auf. Das Leben der Nachkommen von Kriegsgefangenen, die im Lande angesiedelt sind, unterscheidet sich äußerlich nicht von dem freier Leute.

Siam ist kein „Schlaraffenland“, wie Hesse-Wartegg bemerkte, das Volk ist größtenteils arm, und es gibt auch nur relativ wenig reiche oder wohlhabende Leute. Aber die Armut der siamesischen Bevölkerung besteht in der Regel darin, daß sie ihre landwirtschaftlichen Produkte zum größten Teil noch nicht verkaufen können, weil die Verkehrswege nicht ausgebaut sind. Die meisten Bauern produzieren nur für den eigenen Bedarf; da der Boden sehr ergiebig ist, brauchen sie nicht hart zu arbeiten. Mitten durch das Land, von Norden nach Süden, fließt der Menam, der, wie der Nil, jedes Jahr aus seinen Ufern tritt und seinen düngerehaltigen Schlamm weit hin ergießt. Auch die Nebenflüsse des Menam und der andere große Fluß Siams, der Mekong, mit seinen Nebenflüssen bewässern und düngen in gleicher Weise ihre Ufer. Eine große Blüte der Landwirtschaft ist also in Siam möglich. Und die Eigenartigkeit der Verhältnisse wird die zu-

\* Im Sattel durch Indo-China. Berlin. 1898. Zwei Bände.

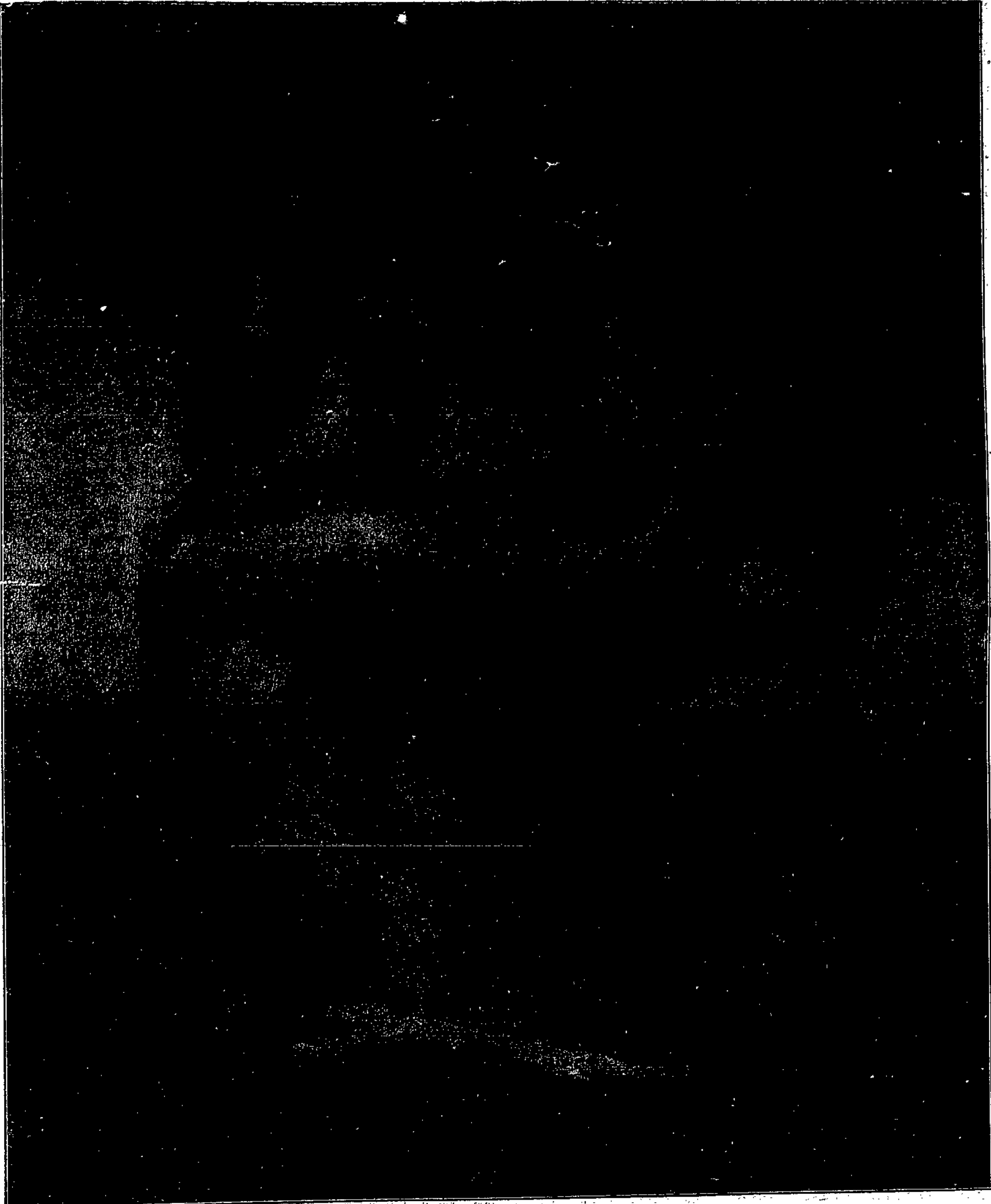
künftige Entwicklung auch ganz eigenartig gestalten.

In Siam gibt es eigentlich nur einen Grundbesitzer, nämlich den Staat. Der ganze Grund und Boden ist immer noch Staatseigentum. Jeder „Untertan“ hat das Recht, vom Staat ein Stück Land zur Bebauung zu verlangen, wofür er eine jährliche Abgabe, Grund-

steuer, entrichten muß. Der Betreffende kann das Land, wenn er es drei Jahre urbar gemacht hat, veräußern oder vererben; aber trotzdem bleibt der Staat noch immer Eigentümer des Grundstücks. Der Staat hat das Expropriationsrecht und er bezahlt bei der Expropriation dem Besitzer nur eine Entschädigung für etwaige Arbeits- und Kapitalsaufwendungen auf dem

Grundstücke, keineswegs eine Markkaufsumme für das Land. Grundstückspekulationen und Grundwertsteigerungen sind deshalb in Siam ausgeschlossen.

Die meisten Bauern haben ein Gut in der Größe von 10 bis 15 Sektar Land. Jeder Bauer bearbeitet sein Gut mit Hilfe seiner Familie. Die erwachsenen Kinder bleiben in-



des nur festen bei ihren Eltern. Haben sie das 17. oder 18. Lebensjahr erreicht, so gehen die männlichen Personen erst zum Militär, dann auf einige Zeit in ein Kloster. Es ist eine alte Sitte, daß jeder Siamese — auch der König — bevor er die Volljährigkeit erreicht hat, wenigstens ein Jahr lang ins Kloster geht. In den früheren Zeiten galt derjenige, der nicht im Kloster gewesen war, nicht nur als Heber, sondern auch als unfähig, seine eigene Wirtschaft zu führen. Heute schwindet freilich diese Sitte immer mehr, vor allem in den Städten. Hat der junge Siamese zwei bis drei Jahre in einem Kloster zugebracht, dann tritt er wieder aus und gründet sich einen eigenen Hausstand.

Die Arbeit, sowohl bei der Saat wie bei der Ernte, wird gemeinsam verrichtet, man zieht von Hof zu Hof. „Für die Bauern ist diese Arbeit eine lustige Zusammenkunft. Untor Schwäzen und heiteren Scherzen arbeiten die Männer und Frauen den ganzen Tag. Jeden Abend wird, am Schlusse der Arbeit, ein Fest gegeben auf Kosten des Besitzers des Grundstückes mit Musik, Tanz, Gesang usw.“ So erzählt wenigstens Prinz Dilok. Nur in solchen Gegenden, die in der Nähe der Märkte liegen, wird intensivere Landwirtschaft getrieben, da hier die Bauern nicht nur die benachbarten Städte mit Lebensmitteln versorgen, sondern auch für den Export arbeiten. Auf diesen Gütern werden in der Saison Tagelöhner beschäftigt, früher Laoten von ärmeren Gegenden Siams, neuerdings chinesische Kulis. Diese Kulis kommen nun zu vielen Tausenden als Lohnarbeiter nach Siam, arbeiten in den Reismühlen, Sägewerken und im Felde. „Da sie sehr wenig Ansprüche machen, niedere Löhne verlangen und überhaupt sehr genügsam sind, so werden sie für die Eingeborenen zu sehr gefährlichen Konkurrenten.“ Dilok verlangt deshalb Maßnahmen zum Schutze der siamesischen Arbeiter, deren Löhne und Lebenshaltung durch die Kulis herabgedrückt würden.

Der Reis liefert auf dem guten Boden bei der Ernte das 25—26fache der Aussaat, also ungefähr 75—100 Doppelzentner pro Hektar. Auf dem nicht besonders fruchtbaren Boden beträgt die Ernte immer noch das 15fache der Aussaat, 43—50 Doppelzentner pro Hektar. Und diese Ernte wird erreicht bei sehr primitiver Bearbeitung des Bodens und ohne Düngung. Der Pflug besteht ganz aus Holz. Der Pflugkörper, die Sohle und das Streichbrett sind aus einem einzigen Stück Holz, der Gabel eines Baumes gemacht. Bei der Ernte gebraucht man meistens Sicheln. Ist die Ueberschwemmung vorbei und kein Wasser mehr auf den Feldern, dann wird das Getreide in halber Manneshöhe abgeschnitten und in Garben gebunden. Ist aber das Wasser auf den Feldern noch nicht gesunken, so muß man von Booten aus abernten. In diesem Falle werden nur die Ähren abgemäht und in ein Boot geladen.

Bei der Landwirtschaft in Siam spielen die Büffel eine große Rolle. Sie werden fast überall als Zugtiere gebraucht. Rindvieh und Büffel werden in den letzten Jahren bereits in großen Massen nach Indien, China und anderen Nachbarländern exportiert.

Interessant ist das siamesische Eherecht. Die Ehe wird in Siam durch einen zivilen Akt geschlossen, eine religiöse Trauung ist unbekannt, obwohl an vielen Hochzeiten buddhistische und brahmanische Priester teilnehmen. Die Ehe kann auch jederzeit aufgelöst werden. Die beiden Eheleute können nach Teilung der Güter voneinandergehen und sich ohne jede Schwierigkeit von seiten der Regierung wieder verheiraten. Gewöhnlich erfolgt die Ehescheidung ohne rechtliches Verfahren. Es genügt die Mitteilung an das Oberhaupt und die Angehörigen beider Familien und die Aushändigung des sogenannten Scheidungsbriefes von beiden Seiten bei An-

wesenheit der Eltern der beiden Parteien. In einzelnen Fällen können die Ehen auch durch das Gericht aufgelöst werden, z. B. wenn der Mann seine Frau mißhandelt oder verläßt und umgekehrt. Es ist aber in Siam niemals Sitte, derartige private Angelegenheiten in der Öffentlichkeit zum Austrag zu bringen. Auch heute noch werden solche Familiensachen nur sehr selten dem Gerichte zur Entscheidung übergeben. Eheschließungen und Ehescheidungen mit Nichtsiamesen erfolgen dagegen durch einen Vertrag, und zwar in Bangkok bei Anwesenheit des Ministers für die Lokalverwaltung von Bangkok, in den Provinzen bei Anwesenheit des Stadtgouverneurs.

Auch die freie Ehe, das Zusammenleben von Mann und Frau ohne Eheschließung, ist gestattet. Die Vielweiberei ist in Siam jedoch nur gering verbreitet. Auch die reichen Männer und Fürsten leben vielfach in einer Eihe. Die Frau genießt allgemein das gleiche Ansehen wie der Mann und bewegt sich gesellschaftlich freier als in Europa. Ehlers erzählt ein sehr charakteristisches Beispiel. In einem kleinen Ort im tiefsten Innern von Siam nahm er bald nach seiner Ankunft ein Bad im Flusse. Während er im Wasser war, kamen zwei junge Mädchen, zogen sich aus und badeten, ohne sich um die Anwesenheit des fremden Mannes zu kümmern. In der Hauptstadt besuchen die Frauen aus allen Klassen allein die Theater, Konzerte und andere Vergnügungsorte, die ärmeren Frauen oft ein Kind auf dem Arme.

Der Einfluß der Buddhistenpriester dürfte in Siam noch lange anhalten, obwohl oder gerade deshalb, weil von einer Religiosität im Sinne der christlichen Kirche keine Rede sein kann. Wahre Frömmigkeit, schreibt Hesse-Wartegg, scheint wenig vorhanden zu sein, weder bei den Priestern noch bei den Gläubigen. Sie verbeugen und verneigen sich wohl vor dem Altar, knien nieder, um aber gleich darauf Betel zu kauen, zu rauchen oder mit den Nachbarn eine lustige Unterhaltung zu beginnen. Ja, sogar zum Spiel werden die Tempel benützt. „Als ich in einem derselben vor dem Altar stand, um die Figur des Buddha zu betrachten, traten ohne weitere Umstände zwei Siamesen hinzu, und den auf dem Altar stehenden Würfelbecher ergreifend, ließen sie die darin befindlichen Würfel hin und her rollen. Der Buddhismus ist in Siam entschieden im Niedergange begriffen; in bezug auf die Religion herrscht trotz all der Herrlichkeit der Tempel und aller Opfergaben Gleichgültigkeit.“ Ehlers traf im Innern von Siam hohe Würdenträger, die sich offen als Freidenker bekannten. Kenner des Buddhismus behaupten aber auch, daß die modernen Wissenschaften längst zu den buddhistischen Priestern gedrungen seien, und diese sich bemühten, den Buddhismus der naturwissenschaftlichen Erkenntnis anzupassen. Professor Broda in Paris hielt vor einigen Jahren in einem indischen Tempel einen Vortrag über den Darwinismus, und die Priester sagten ihm dann, er habe ihnen nichts Neues gesagt, derartige Vorträge fänden öfters im Tempel statt. Die Tempel der Buddhisten sind ja auch keine „Gotteshäuser“, die Klöster sind nicht für Mönchsorden bestimmt und die Priester sind keine „Seelsorger“. Die Buddhistenpriester leben in armseligen Klöstern von den Almosen, die ihnen die Bevölkerung gibt. Jeder junge Mann kann in ein Kloster eintreten, Mönch (Priester) werden und zu jeder Zeit wieder ins bürgerliche Leben zurücktreten. Diese Priester haben die Verbrennung der Leichen vorzunehmen — auf großen Altären in den Tempelhöfen — und sie erteilen den Unterricht. Früher wurde allgemein in der Weise unterrichtet, daß jeder Siamese eine Zeitlang in ein Kloster eintat. Heute ist, seit einigen Jahren, der Volksschulunterricht allgemein eingeführt; mit dem Er-

teilen des Unterrichts sind aber ebenfalls die Mönche beauftragt worden, deren es etwa 180 000 im Lande geben soll. Diese Mönche leben also direkt unter dem Volke und mit ihm; sie sind die geistigen und sie werden auch die politischen Führer des Volkes!

Die siamesischen Klöster und Klosterschulen stehen heute unter der Aufsicht des Kultusministeriums und die Geistlichen, welche die Lehramter bekleiden, müssen ein Examen gemacht haben. Diese Lehrer erhalten auch ein Gehalt, während die Mönche im allgemeinen kein Geld bekommen und auch keins nehmen dürfen. Die Schulen werden vom Staat und von den Gemeinden erhalten. In den zwölf Provinzen Siams gibt es 5699 Buddhistenklöster. Außer diesen Volksschulen existieren auch bereits höhere Lehranstalten, staatliche und private. In Bangkok besteht ferner eine landwirtschaftliche Schule nach europäischem Muster.

Das „Märchenland“ Siam hat zweifellos in wenigen Jahren eine große Entwicklung durchgemacht und sich in die „modernen“ Länder eingereiht. Immer noch zeigt sich zwar in Bangkok das „Königsmärchen“ in seiner glänzenden Pracht altindischer Fürstenprunks, zieht der absolute Herrscher mit seinem goldglänzenden Gefolge, Würdenträger und Sklaven, hoch auf buntgeschmückten Elefanten thronend, von Zeit zu Zeit durch die Straßen oder gibt glanzvolle Feste — ein Schauspiel für Einheimische und Fremde. Und wie im demokratischen England heute noch das Mittelalter in den höfischen Aufzügen, selbst bei der Eröffnung des Parlaments fortlebt, so wird auch in Siam wohl noch eine geraume Zeit das Königsmärchen fortleben. Aber kein „Untertan“ fällt mehr vor dem „Herrscher“ auf die Knie; was Jahrhunderte und Jahrtausende die Macht und die Herrschaft bedeutet hat, wird immer mehr zur Dekoration.

Zehn Eisenbahnen, Post, Telegraph und Telephon bringen das Volk einander näher, das in der kommunalen Verwaltung und durch die demokratischen Mönche zur Demokratie erzogen wird. Bereits besteht heute auch schon ein landwirtschaftlicher Konsumverein, der „Kroma Mun Nara Siprapanpong“ in der Gegend von Minburi. Mit der weiteren Entwicklung des Verkehrswezens wird Siam eines der bedeutendsten landwirtschaftlichen Exportländer werden und ein Markt für europäische Industrieartikel. Der Wert der Reisausfuhr betrug im Jahre 1909/10 bereits 85 Millionen Ticals, das sind 132 Millionen Mark. In den Bazaren des ganzen Landes werden europäische Gebrauchsgegenstände aller Art verkauft. Auf der regelmäßig in Bangkok stattfindenden Ausstellung für Landwirtschaft und Handel werden auch landwirtschaftliche Maschinen und Dampfpflüge dargeboten. In Japan hat sich die „Siam Cotton Company“ mit einem Kapital von 5 Millionen Yen gebildet, um Baumwollkultur in Siam zu treiben. Französische, englische und deutsche Kapitalisten gründen in Siam Niederlassungen. Aber diese Entwicklung vollzieht sich unter den ganz eigenartigen Verhältnissen, Sitten und Anschauungen der Siamesen, und auch das neue Siam wird deshalb ein ganz eigenartiges Gebilde werden, eines der interessantesten Länder der Zukunft.

## Glück.\*

Hast du zum Kämpfen noch die Kraft,  
So kämpfst du auch mit Leidenschaft.  
Doch fällt das Ringen dir zu schwer,  
Dann findest du das Glück nicht mehr;  
Denn nur wo Mut und Kräfte walten,  
Da kann sich wahres Glück entfalten.

Hermann Eilfeld.

\* Aus dem Lesenswerten und zu empfehlenden Büchlein „Freiheitslänge“, Gedichte von Hermann Eilfeld (Düsseldorf, H. Gerlach, Pr. 0,75 M.).

## Kätzchkes.

Eine Berliner Geschichte von Alwin Rudolph.

(Schluß.)

Einige von den jungen Männern gingen allein weiter und kamen an einem kleinen, träumerisch in Erlengebüsch eingebetteten Waldsee. An einer Ecke zog sich eine Niederung mit üppiger Vegetation hin, an einer anderen Stelle schoben sich die stämmigen Niefen bis nahe an das Ufer. Von hier hatte man einen prächtigen Ausblick. Man sah in die einzelnen Gipfel des Sees, wo sich auf dem leicht gekräuselten Wasser Seerosen in großer Zahl schaukelten.

Da, wo die Föhren bis in die Nähe des Sees gingen, spielten und badeten die Sonntagsgäste des Waldes, die dem Staub und der Hitze der Großstadt entflohen waren. Und hier sahen die jungen Leute noch Lotte, die, nicht allein, am Wasser saß und dem bunten Treiben zuschaute. Sie wechselten einige Redensarten und gingen schließlich zurück in den Garten. Hier trieben sie allerhand Mottoria. Sie stritten und nörgelten sich. Einer fing an mit Papierbällen zu werfen. Die anderen folgten diesem Beispiel und trieben es immer weiter. Es mußte ihnen viel Spaß machen und ungemein lustig sein, wie so die Papierknäuel durch die Luft flogen und aufflogen. Bald suchten sie sich auch weiter gelegene Ziele.

Einer von diesen Bällen fiel auf Nante's Tisch. Direkt neben die Kaffeekanne. Nante, den das Treiben schon lange ärgerte, fühlte sich selbst getroffen. Leute in seiner Verfassung vermeinen bald, verletzt zu sein.

„Was soll denn das? Wir brauchen das Papier nicht!“

Nante war aufgesprungen und warf wütend das Papier zurück. Seine Frau wollte ihn daran hindern, sie vermochte es aber nicht mehr. So warf sie es jetzt, ihn saust auf seinen Stuhl zu ziehen. Einer von den jungen Leuten aber, nicht, der welcher zuerst geworfen hatte, sondern einer, dem der Anlaß willkommen war, sprang von seinem Sitze auf.

„Was willst Du?“ schrie er. „Hat Dir denn einer was getan?“

Es sah aus, als wolle er sich auf Nante's Köpfsche stürzen. Die anderen hielten ihn an beiden Armen fest. Er wehrte sich heftig und wollte sich losreißen. Durch dieses Gezerre wurde seine schon schwankende Stellung nur noch unsicherer. Der Tisch kam ins Wanken, einige Tassen stürzten und zerschlugen. Die große Kaffeekanne war umgefallen und ergoß ihren Inhalt über das mitgebrachte weiße Tisch Tuch. Die zum Tische gehörige Hausmutter erhob ihre Hände ringend zum Himmel.

Köpf'sche kam in Wut, was ihm in seinem Zustande ebenfalls nicht schwer fiel.

„Was? Was wollen Sie? Zu mir alten Mann sagen Sie Du? Sie dumme Bengel! So'n Himmel!“

Für den „dummen Bengel“, der etwa im Anfang der Zwanziger war, wirkte das nicht beruhigend. Seine Freunde hielten ihn beide Hände, weil er mit jeder eine Tasse erfaßt hatte, mit denen er werfen wollte.

„Ach, der soll doch man auf seine Tochter aufpassen, die da im Walde liegt. Da hat er genug zu tun!“

Nante Köpfsche riß die Augen auf. Was sagte der? Seine Tochter? Sollte das...? Er konnte jetzt nichts mehr erwidern. Wie starr saß er da. Dann stand er auf und ging fort. Mädchen blieb allein am Tische zurück. Sie konnte keinen bestimmten Gedanken fassen. Sie dachte an alles mögliche und verwarf es wieder. Einmal konnte sie sich nicht denken, daß hinter dieser dunklen Andeutung wirklich etwas stecken

sollte. Dann befürchtete sie wieder, daß es doch sein könnte. Und sie verwünschte sich, weil sie noch nicht daran gedacht hatte, daß es mal so kommen könne.

Was wird der Tag noch bringen? Wo wird er sie finden? Was wird er tun? Wird es ein großes Aufsehen geben? Alle diese Fragen gingen ihr durch den Kopf. Die Zeit wurde ihr lang. Ruhelos blickte sie immer wieder umher. Und je mehr die Zeit verging, desto wütender wurde sie auf den Menschen, der die Anspielung gemacht hatte. Endlich kamen beide von dem Tanzsaal her. Sie gingen schweigend nebeneinander und ließen sich ebenso am Tische nieder. Lotte war fast nichts anzumerken. Aber noch immer redete keiner ein Wort.

Nante Köpfsche war zunächst in den Wald gegangen. Er ging kreuz und quer, suchte und forschte, fand aber rein gar nichts, worauf sich auch nur der leiseste Verdacht hätte stützen können. Er ging nach dem Lokal zurück. Auch ihm gingen die Gedanken hin und her. Er zweifelte. Doch was sollte es sein? Zuerst war er losgegangen in der Meinung, er könne sie gleich nahebei finden, und zwar so, daß vielleicht alles offensichtlich wäre. Er hatte Bekannte gefragt. Einige versicherten ihm, daß nichts, aber rein gar nichts passiert sein könne, da sie das Paar fast immer gesehen hätten und es jeder auch hätte sehen können.

So beruhigt fand er Lotte im Tanzsaal. Und der junge Mann, der bei ihr stand, machte auf ihn einen anständigen und soliden Eindruck. Ganz anders, als wie er gedacht hatte und recht vorteilhaft abstechend von dem, der die Verdächtigung ausgestoßen hatte. Er sah nicht verlottert aus, auch nicht wie ein Geck.

War der Born bei der Wanderung im Walde schon ziemlich verbracht, so war er jetzt fast ganz erloschen. Er trat zu dem Paar. Aber alle drei schwiegen. Lotte fühlte sich bedrückt. War es doch das erstemal, daß sie von ihrem Vater in Begleitung eines jungen Mannes gesehen wurde. Die Situation war für alle drei peinlich. Da begann die Musik zu einem neuen Tange aufzuspielen. Der junge Mann fakte sich schnell. Er bat kurz entschlossen beim Vater, mit Lotte tanzen zu dürfen. Und wie er es tat, war es artig, ohne affektiert zu sein.

Er hatte sicherlich einen guten Eindruck gemacht. Aber Köpfsche vermochte es plötzlich nicht, seine Zustimmung zu geben.

„Lotte kommt jetzt mit,“ sagte er, drehte sich kurz um und ging.

Lotte nickte dem Zurückbleibenden zu und folgte. Am Tische sprach lange keiner ein Wort. Es war so ruhig, daß die Mutter nicht zu fragen wagte, so sehr sie darauf brannte. Sie nahm aber insgeheim an, daß alles gut sei.

Während man so schwieg, kam Karl gelaufen, der am liebsten immer recht weit vom Tische weg war. Er ließ sich nur sehen, wenn er was wollte. Jetzt meldete er, daß er Hunger habe. Das Abendbrot wurde ausgepackt. Der Kellner brachte Bier. Und während Karl von allen Schönheiten erzählte, die er gesehen, widmeten sich die anderen schweigend dem Essen.

Gar still ging der Tag zu Ende. Dampfer auf Dampfer und Ruderboote ohne Zahl fuhren bereits an dem Lokal vorbei, heimwärts.

Auf dem Dampferstag standen schon seit geraumer Zeit die ängstlichen Gemüter, die da meinten, sich dranhaltend zu müssen, um einen Platz zu bekommen. Die meisten von ihnen rannten, als sie auf den Dampfer kamen, hin und her. Sie mußten nun nicht, wo sie sich setzen sollten. Die Auswahl an Plätzen war so

groß! Es war ein Rufen und Winken: „Kommt doch hierher! Hierher! Vater! Mutter! Hier ist Platz!“

Bei der Rückfahrt ging es lange nicht so lustig zu wie am Morgen. Die Musikanten spielten weniger und noch etwas schlechter, wenn überhaupt in dieser Hinsicht noch eine Steigerung möglich war. Versuchte einer ein Lied anzustimmen, so verstummte er bald, denn er fand keinen, der mitsang.

Die Paare saßen fest umschlungen, als wolle einer den anderen vor dem Inswasserfallen bewahren. Ihnen kam die Dunkelheit gerade recht. Sie wollten auch nicht gestört sein. Jeden, der vorüberging, guckten sie an, als vermuteten sie einen Einbruch in ihre geheiligten Rechte. Ihre Wege hätte die Fahrt bis zum anderen Morgen dauern können.

Nur in der einen Kajüte ging es lebhafter zu. Die Männer, unter ihnen wieder Nante Köpfsche, versuchten den letzten Rest des Bieres zu beseitigen. Und mit einem feinen Gefühl hatte sich zu ihnen auch der Liebhaber der Lotte gefunden. Die meisten glaubten nun ein neues Mitglied für den Verein gefunden zu haben. Der junge Mann wehrte sich nur wenig gegen die Begrüßung, die immer wieder angebracht wurde.

Er hatte aber doch andere Interessen als die eines Rauchklubs. Und wenn er nicht entschieden ablehnte, so tat er es, um sich jetzt nicht unnötig in Mißgunst zu setzen und um nicht den Anschein zu erwecken, als ob er sich über sie hinwegsetze. Er hatte es schon zu oft erfahren, daß die meisten Menschen es als eine Ueberhebung halten, wenn man ihre Interessen nicht teile. Und in der kurzen Zeit seiner Bekanntschaft mit Lotte hatte er gefunden, daß sie an das Leben doch andere Ansprüche stelle, als nach ihrer Umgebung zu urteilen war. Sie hatte einiges gelesen und das Urteil über das Gelesene, das sie ihm gab, ließ erkennen, daß sie nur der Anleitung bedurfte, um ihren Gedanken einen höheren Flug zu geben.

Es schien ihm jetzt eine schöne Aufgabe und eine innere Notwendigkeit zu sein, diesem jungen Menschen den Ernst und die Wirklichkeit des Lebens zu erschließen.

Zwar war ihm das nicht alles so bewußt. Es war ihm mehr wie ein innerer Trieb. Wie eine Lebensaufgabe, vor die er sich plötzlich gestellt fand. Lotte saß neben ihrer Mutter, die ihr schon lange erzählt hatte, was vorgefallen war. Sie war aus allen Himmeln gerissen. Manche strenge Frage hatte sie über sich ergehen lassen müssen. Aber Lotte hatte nichts zu verheimlichen und auch über das, was sie nicht sagen wollte, konnte sie glaubwürdig antworten.

„Und denn, weißt Du,“ sagte Lotte, „der ist ja man bloß kind'isch, weil ich nichts von ihm wissen wollte. Der is' mir ja immer nachgekommen und ich bin immer wieder ausgerückt. Und denn war er immer gleich so dreist. Denn verkehrt er mit lauter solchen Bengels. Auf'n Himmel hab'n sie neulich soviel angegeben, daß sie rausgeschmissen wurden, weil sie keinen Zufrieden ließen. Au' ärgert der sich bloß.“

Jetzt hatte Lotte nicht schlecht abgeschnitten. Sie verhielt sich aber still. So sehr es sie auch trieb zu dem, wohin ihr Sinn jetzt noch mehr als vorher stand. Aber sie bezwang sich.

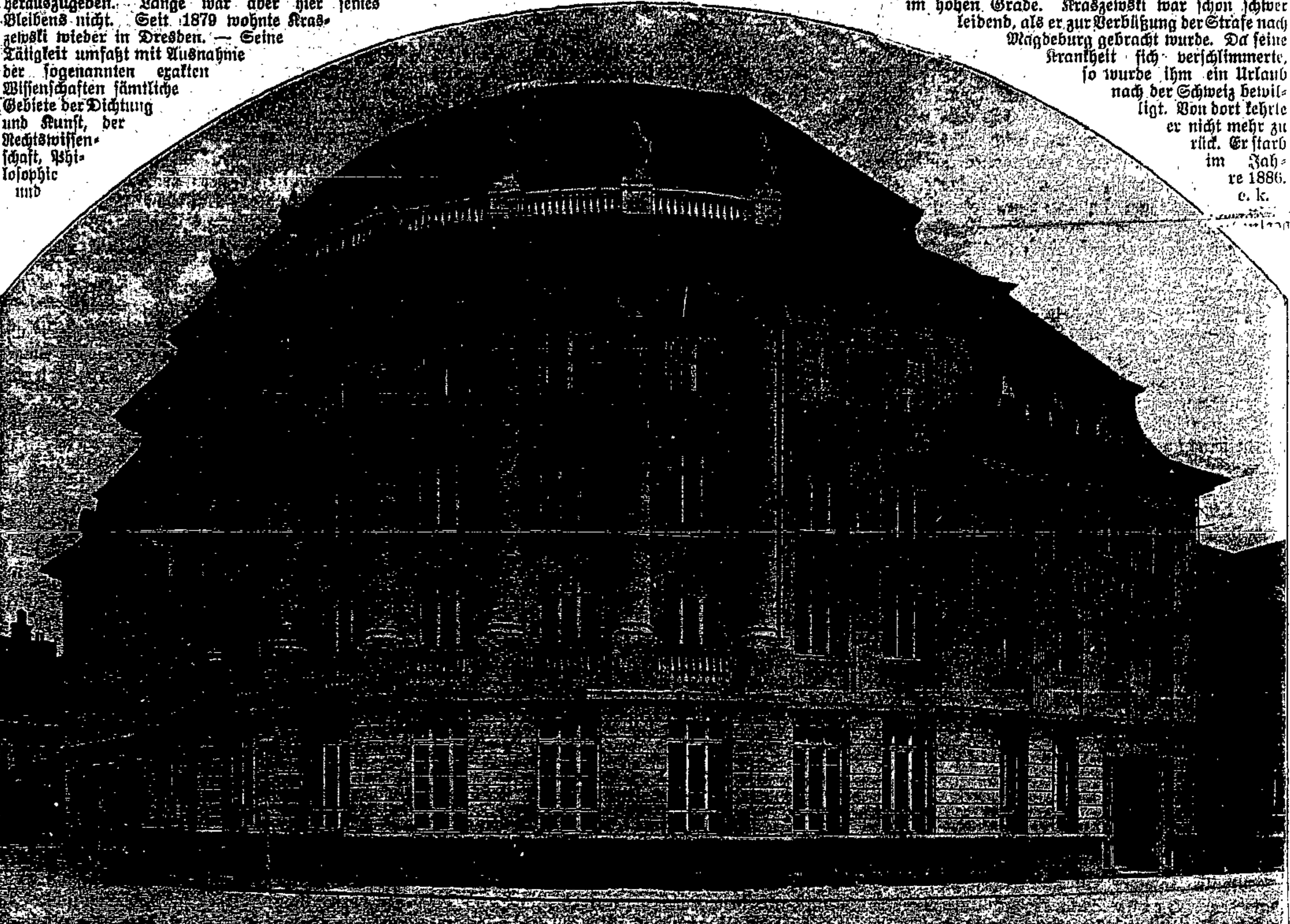
Der Dampfer legte an. Wie gebannt stand Lotte an der Kajüte und blickte hinab. Dort unten stand ihr Vater mit ihrem Verehrer Arm in Arm und prosteten sich zu. Sie waren vergnügt, wie sie es in ihrer Lage nur sein konnten. Ueber Lottes Gesicht huschte ein glückliches Lächeln. In ihr jubelte es.

**Jolif Ignaz Kraszewski** wurde am 25. Juli 1812 zu Warschau geboren; er nahm an der polnischen Revolution von 1830/31 als Mitkämpfer Anteil. Nach Verbüßung einer zweijährigen Festungshaft betrieb er Landwirtschaft, geschichtlich-archäologische Studien, besätigte sich als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften und schrieb Romane über Romane. Um 1850 — also erst im 38. Jahre — hatte er bereits mehr als 60 starthändige Werke geschaffen. Später finden wir ihn in Wolhynien, wo er eine bemerkenswerte politisch-soziale Wirksamkeit entfaltete. Zum größten Verräter der polnischen Edel-Leute hatte er die Befreiung der Bauern und die Emigration der Juden betrieben. Infolge seiner Volkstümlichkeit wählte man ihn 1861 bei den in Warschau vorgekommenen Demonstrationen in den Wohlfahrtsausschuß. Auf-fischerseits hätte man am liebsten den Dichter, der jetzt gerade eine billige Volksbibliothek herausgab, festgesetzt; allein, da er nichts Unge-sehliches beging, so begnügte man sich damit, ihn auszuweisen. Kraszewski ging nach Dresden. Von hier aus schrieb er unter dem Decknamen „Woleslawita“ eine Serie polnischer Romane gegen die russische Gewalt Herrschaft und belämpfte in einer von ihm begründeten Wochenschrift die römische Geizlichkeit. Ja, er siedelte nach Galizien über, nachdem er zuvor die österreichische Staatsbürgerschaft erlangt hatte, um, von Lemberg aus, eine polnische Wochenschrift herauszugeben. Lange war aber hier seines Bleibens nicht. Seit 1879 wohnte Kraszewski wieder in Dresden. — Seine Tätigkeit umfaßt mit Ausnahme der sogenannten exakten Wissenschaften sämtliche Gebiete der Dichtung und Kunst, der Rechtswissenschaft, Philosophie und



Ein Kulturbild aus Ostpreußen: Theater in Graudenz.

Geschichte. Man hat ihn den polnischen Walter Scott genannt; nur mit dem Unterschiede, daß Kraszewski noch weit fruchtbarer und vielseitiger war. Seine Romane zerfallen sehr deutlich in zwei Perioden: In der ersten Periode behandelt er vorzugsweise soziale Probleme („Dichter und Welt“); in der zweiten Dresdener Periode, pflegt er den historischen Tendenzen und Kulturroman („Graf Brühl“, „Gräfin Cosel“, „Moritur“, „Herr Karol“, „Die vier Hochzeiten“, „Der Wälder und seine Familie“, „Meister Bartholomäus“, „Meister Twardowski“, „Alte und neue Zeit“, „Jeremola der Köpfer“, „Der Dämon“ u. a. m.). Eine große Anzahl sind in deutscher Uebersetzung erschienen (in Reclams Universalbibliothek, Kollektion Speimann usw.). Er hat, seit dem 14. Lebensjahre, eine geradezu erstaunliche Produktivität entwickelt. Die Bibliothek seiner eigenen Werke umfaßt mehr als 450 starke Buchbände. — Aufseherregend und tragisch war Kraszewskis Ende. Im Mai 1884 war er wegen verübten Landesbetrugs vom Reichsgericht in Leipzig zu 8 1/2 Jahren Festungshaft verurteilt worden. Es handelte sich um landesverräterische Beziehungen zu Frankreich, Rußland und Oesterreich, deren Kraszewski und ein preussischer Hauptmann und pensionierter Telegraphensekretär August Pentzsch beschuldigt waren. Pentzsch erhielt 9 Jahre Zuchthaus. Der Prozeß erregte gerade um des Dichters willen die Öffentlichkeit im hohen Grade. Kraszewski war schon schwer leidend, als er zur Verbüßung der Strafe nach Magdeburg gebracht wurde. Da seine Krankheit sich verschlimmerte, so wurde ihm ein Urlaub nach der Schweiz bewilligt. Von dort kehrte er nicht mehr zurück. Er starb im Jahre 1886. e. k.



Der Neubau unseres Bielefelder Parteigebäudes. Das Streben der Arbeiterklasse, die dieses Bauevent zum Ausdruck zu bringen, nach Kraft und Schönheit spricht aus jeder Linie, jedem ornamentalen Schmuck des Hauses. Stellt man diesem Prachtwerk der Baukunst den oben abgebildeten Graudenzener Kunsttempel gegenüber, so bedarf es keiner Worte mehr, um zu erweisen, wie bedeutende Kulturarbeit gerade von der Sozialdemokratie schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen geleistet wird.